

30.4.2015

Werner Grau

Turmgespräch im Mai 2015

Ronald Dworkin „Religion ohne Gott“.

Ich fange am besten mit der Frage an, warum man sich ausgerechnet mit Ronald Dworkin abgeben sollte, wenn es um Gott geht? Der Mann war schließlich ausgewiesener Rechtsphilosoph auf Lehrstühlen in Yale und Oxford.

Nun, zunächst hat sein letztes Buch, das aus den Einstein Lectures an der Universität Bern hervorgegangen ist und an dem er bis kurz vor seinem Tod im Jahr 2013, gleichsam als seinem Vermächtnis geschrieben hat, einen einschlägigen Titel für diese Gesprächsreihe im Turm. Er wirkt auch einigermaßen provozierend und macht neugierig. „Religion ohne Gott“. Aber für mich hat Ronald Dworkin einfach auch seit langem zu jener Spezies von Intellektuellen, gehört, die mich mit ihren Nachrichten aus dem „Elfenbeinturm“ der Geisteswissenschaften haben aufhorchen lassen. Wenn immer in den Intelligenzblättern etwas von ihnen oder über sie zu lesen war, hat mich das einfach interessiert, auch wenn es nicht immer zur Lektüre ihrer Bücher gekommen ist, sondern oft zur Information aus Interviews oder Rezensionen.

Da war dann etwa zu erfahren, dass Dworkin eine Gerechtigkeitstheorie des egalitären Liberalismus vertreten hat und dass sein Werk „Gerechtigkeit für Igel“ sogar als epochal eingestuft wurde. Darin wurden das gute und das gerechte Leben als ein und dasselbe gesehen. So ähnlich war mir das auch von Aristoteles bekannt. Dworkin nimmt dort eine Unterscheidung von Isaiah Berlin auf, wonach Füchse viele Dinge wissen, der Igel aber *eine* große Sache, eine Weisheit, die ihrerseits dem antiken griechischen Dichter Archilochos zugeschrieben wird. Wem immer das copy right zukommt, Dworkin darf sich sicher den Igel zurechnen, wenn er es in seinem Gerechtigkeitstraktat mit den Füchsen aufnimmt, die die Wahrheit der Werte bestreiten, mit den Wertpluralisten wie Berlin und den Konstruktivisten. Es ist wohl in erster Linie dieses Werteverständnis, das ihn, den Rechtsphilosophen über Gott und die Welt reden lässt.

In dem Buch, um das es hier geht, zeigt sich Dworkin aber auch als Philosoph, für den die Religiosität eines de facto Atheisten wie Albert Einstein die Folie abgibt, vor der er noch einmal etwas Großes verraten will: **„Religion ist etwas Tieferes als Gott“**. Und wir meinen Scheleirmacher zu hören. Und diese andere Igel-Weisheit gründet Dworkin auf seine Einsicht, dass wir, wenn wir unsere Werte auf Gott gründen wollen, diese Werte bereits als unabhängige Wirklichkeit erkannt haben müssen. Das aber ist eine Einsicht, die auch dem Nichtgläubigen offensteht und die auch für viele Atheisten Anlass sein kann, die Verantwortung für ein gutes Leben zu übernehmen. William James hat von der „Vielfalt religiöser Erfahrung“ gesprochen. Wenn man das ernst nimmt, wird man Religion nicht einfach mit Theismus gleichsetzen und vielleicht in aller Vorsicht von einem Non-Theismus sprechen, wie das bei uns im Arbeitskreis Gottesbilder der Fall war. Der große Albert Einstein freilich hat sich nicht gescheut, den Theismus eines in seine Schöpfung eingreifenden Gottes zu verneinen, denn er hatte das Universum, von physikalischen Gesetzen beherrscht, in seiner erhabenen *Schönheit* vor Augen.

Jenseits der fundamentalsten Gesetze der Physik, erahnte er diese Schönheit als einen transzendenten objektiven *Wert*, der kein Naturphänomen ist. In diesem Sinn war Einstein für Dworkin religiös. Darum schreibt er:

Wer Schönheit für etwas Reales hält, für den geht die Annahme, das Universum sei vollständig verstehbar, einher mit der religiösen Überzeugung, dass es von wirklicher Schönheit erstrahlt.

Er geht aber weiter, mit noch einer anderen Weisheit. Aus dem, was man Einsteins „Spinozismus“ nennen kann, folgert er auf subtile Weise, die ich hier gar nicht wiedergeben kann, dass eine Wissenschaft, die das Universum in einer „theory of everything“, einer *Theorie von Allem*, erklären will, dass eine solche Wissenschaft die Eigenschaft der **starken, abgesicherten Integrität** aufweisen muss. Paradebeispiel dafür ist die Mathematik, in der keine ihrer wahren Aussagen bestritten werden kann, ohne das ganze System zu unterminieren. Es ist diese Integrität, die wir auch in den großen Werken der bildenden Kunst wahrnehmen und die uns von ihrer Schönheit sprechen lässt.

Man kann schon bezweifeln, ob die großartige Behauptung eines „religiösen Atheismus“, der letzten Endes aus der Betrachtung und Erforschung des Universums in seiner erhabenen Schönheit gespeist wird, uns dasselbe Gefühl der Geborgenheit vermitteln kann wie ein Theismus mit seinem „Sixtinischen Gott“. Von ihm spricht Dworkin, mit einer wie ich meine sehr glücklichen Prägung. Er denkt dabei an diese überwältigend majestätische Gottesperson, die uns Michelangelo an der Decke der Sixtina vor Augen gestellt hat.

Davon aber will er sich gerade nicht überwältigen lassen. Und so wundert es mich auch nicht, dass Dworkins Handreichung für uns Christen, was unsere Glaubens- und Hoffungspraxis für das Leben nach dem Tod angeht, recht spärlich ausfällt.

Wir fürchten, so sagt er, unsere Auslöschung nach dem Tod. Brauchen wir aber wirklich einen Gott um uns eine Alternative zu dieser Auslöschung vorzustellen? Ein gewöhnlicher Naturalismus wird vielleicht nicht ausreichen. Der kann nur damit trösten, dass die Atome, als das einzig Beständige unseres Körpers, immer wieder in den Kreislauf der Natur und damit in neues Leben eingehen können. Aber dafür könnten wir es doch, meint Dworkin, einmal mit der Quantentheorie versuchen. Oder?

Dort gibt es durchaus Dinge, die man früher Wunder genannt hätte. Quantenfluktuationen, zum Beispiel. Manche Physiker mutmaßen, dass sie unser ganzes Universum hervorgebracht haben, und sogar eine Vielzahl weiterer Universen. Dann könnten wir uns aber genau so gut auch eine Art „mentalen Quantenstoff“ vorstellen, schlägt Dworkin vor, von dem ein bestimmtes Quantum zu jedem von uns auf besondere Weise gehört und dessen Gesamtheit den Tod unseres Gehirns überlebt. So etwas wie eine natürliche Seele, die sich vielleicht in einem anderen Gehirn wieder zusammenfindet, das gerade im Entstehen ist. Das wäre dann eine Art Reinkarnation. Und wenn es keine Reinkarnation gibt, könnten dann nicht diese Seelenquanten sogar den Tod des Universums in zeitloser Ewigkeit überleben?

Unglücklicherweise habe ich gerade diese Passagen zuerst gelesen, als ich mich in dem Buch zurecht finden wollte und war nicht sicher, welche Scherze der weise Igel da mit uns treiben will. Er schiebt aber sogleich den ernst gemeinten Gedanken nach, die Physik habe sich eben ganz aus sich heraus in solche „Phantastereien“ verloren. Und wenn Quantenphänomene nicht von sich aus gegen die Naturgesetze verstoßen, sind sie jedenfalls keine Wunder, zu deren Erklärung man Gott braucht. Wenn uns anscheinend so viel daran liegt, dass am Ende etwas von uns bleibt und nicht nichts, so lässt sich dieser Wunsch mit solchen Hirngespinnsten der Physiker doch in den Bereich des Denkmöglichen rücken. Und wer dann immer noch skeptisch bleibt, weil die natürlich auch kein besseres Heilmittel gegen unsere Auslöschungssängste ist als der Glaube an gottgewirkte Wunder, den entlässt Dworkin mit dem Fazit: Sorry, dann bleibt nur die Reinkarnation. Falls euch nicht noch etwas Besseres einfällt. Gerade das aber habe ich vorzuschlagen.

Damit ich jetzt nicht falsch verstanden werde: Das Buch ist im Ganzen zu seriös und geradezu ernst gestimmt, und enthält so viele subtile Gedanken, als dass es wegen solcher behender Ironien auf die leichte Schulter genommen werden sollte. Meine Vermutung, geht vielmehr dahin, dass Dworkin einen Ausweg sucht, aus der Sackgasse, in die unser Denken gerät, wenn wir die alte Frage von Leibniz stellen, warum ist eigentlich etwas und nicht vielmehr nichts. Oder anders gesagt: Was war am Anfang? Der Urknall oder Big Bang, oder Gott oder nichts oder alles?

Man soll nun nicht einfach sagen, das hat doch die physikalische Kosmologie geklärt, oder sie wird es jedenfalls irgendwann zweifellos klären. Weder Theologen noch Physiker können nachweisen oder widerlegen, dass das Universum von Gott geschaffen worden ist. Die Allgemeine Relativitätstheorie muss sich ja für den Augenblick des Big Bangs als unzuständig erklären und macht damit eine Selbstaussage über ihren Gültigkeitsbereich. Dann kann man auch nicht sicher sein, dass dann eben eine Quantenkosmologie, eine Theorie der Quantengravitation, die Grenze der Planck-Zeit überwinden wird, um zum Anfang aller Dinge vorzustoßen. Davon war anscheinend Stephen Hawking einmal überzeugt, dass das möglich wäre, jetzt scheinen aber auch ihm Zweifel gekommen, ob es auf diese Fragen eine naturwissenschaftliche Antwort geben kann. Und er meditiert, dass auch eine letzte einheitliche Theorie von Allem letztlich nur ein System von Regeln und mathematischen Gleichungen wäre und er fragt, wer bläst diesem System dann Odem ein und erschafft damit erst das Universum, das von ihm beschrieben wird?.

Wenn die Welt also immerhin Gottes Schöpfung sein könnte, haben die Theologen jedenfalls noch ein Wort mitzureden. Sein und Werden, Anfang und Ende das ist auch ihr Thema.

Da tun sich also Dialog- und Konfliktfelder auf zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Das geht längst über den Streit um Materialismus und mechanistischen Determinismus seit dem 17. und 18. Jahrhundert hinaus. Der Konkurrent ist und bleibt dabei, theologisch gesehen, die theistische Idee von Gott, als dem Schöpfer und Erhalter; vielleicht auch als Designer oder Architekt wie manche hartnäckig behaupten; doch christlich gesprochen bestimmt als Vollender und Erlöser.

Man kann auch versuchen den Konflikt zu entschärfen. Hans Küng etwa plädiert für eine friedliche Koexistenz von Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft, die gleichsam als je eigene Sprachspiele ihr Recht behalten. Dann genügt für den Anfang auch ein Minimalkonsens. Etwa so: Das Universum ist wirklich existent, nicht bloß subjektiv; es ist nicht komplett chaotisch, sondern weist Strukturen auf; es ist wenigstens partiell intelligibel. Aber weiterdenken wird man trotzdem müssen.

Andere, wie der amerikanische Philosoph Thomas Nagel, halten allerdings gerade die materialistisch-naturalistische Welterklärung für unzureichend, weil sie vor allem keine Erklärung hat für ein „Überschussphänomen“ wie das menschliche Bewusstsein und seine Qualia..

Und wo die Naturwissenschaft eine Erklärungslücke nach der anderen schließt, tauchen immer wieder ganz neue Fragen auf. Dass lässt einen Wissenschaftshistoriker wie Ernst Peter Fischer geradezu von einer Verzauberung der Welt durch die Naturwissenschaftler reden, durch die Deutungen, die sie ihren Theorien geben. Es scheint, dass jede Antwort der Physik auf die Frage nach dem „So-Sein“ in der Frage nach dem „Dass-Sein“ endet, warum überhaupt etwas ist. Ganz abgesehen davon, dass diese Wissenschaft uns mit den Fragen unserer praktischen Vernunft nach dem Sinn des Ganzen ohnehin im Stich lässt.

Es kann sehr wohl sein, dass die Naturwissenschaft niemals den Schleier des Geheimnisses der Wirklichkeit heben können, damit wir eine Wirklichkeit *hinter* der Realität unserer Welt erblicken. So wenig wie die Theologie das Geheimnis Gottes zu erklären vermag, das sich in seiner Offenbarung verbirgt. Arbeiten also nicht *beide*, Theologie und Naturwissenschaft an der Verzauberung der Welt?

Ein Physiker hat das einmal so ausgedrückt: Der Wissenschaftler der den höchsten Gipfel seines Nichtwissens erklimmen kann, wird hinter dem letzten Felsvorsprung von einer Schar von Theologen begrüßt werden, die dort schon seit Jahrhunderten sitzen.

Ronald Dworkin kennt dieses Dilemma und er unternimmt eine außergewöhnliche Anstrengung einen Ausweg zu finden.

Aber welche Vorstellungen verbindet er eigentlich mit dem „Sixtinischen Gott“?

Eine Titelbildmontage des „Spiegel“, die auf eines der faszinierenden Bilder des Weltraumteleskops Hubble zurückgreift, und die etwas hochstapelt, habe ich hier dabei. Da ist der an der Decke der Sixtina figürlich abgebildete Gott gar nicht mit der Schöpfung durch das Scheiden von Licht und Finsternis beschäftigt, sondern mit der Scheidung von Wasser und Land, also mit einer eher nachgeordneten, irdisch-sublunaren Tätigkeit, nachdem sich die Grundstrukturen seiner Schöpfung schon ausgebildet hatten. Wie dem auch sei. Der Sixtinische Gott, das ist der Gott der Biblischen Genesis. Man könnte behaupten, dass das moderne kosmologische Standardmodell mit diesem Schöpfergott besser in Einklang steht als andere Vorstellungen, die sich Menschen von ihm gemacht haben. Von dem Wüsten-Gott, dem „Gott der Väter“ des auserwählten Volkes. Dann aber auch vom Christengott aller Völker der Erde.

Die Theologen mögen immerhin beteuern, dass dieser biblische Schöpfungsbericht keinesfalls parallel zur kosmologischen Standardtheorie zu lesen ist: Es könnte aber sein, dass sich in den wissenschaftlichen Großtheorien wie in den heiligen Schriften die gleichen archetypischen Erfahrungen der Menschheit finden.

Von der Schöpfung an geht aber eine Schere auf, zwischen der Religiosität Albert Einsteins, in der dieser sixtinische Gott seine Rolle mit den Menschen dann nicht weiterspielt, sondern dieses gelungene Werk sich selbst und seinen Gesetzen überlässt, und den theologischen Lehren eines christlichen Glaubens, der Gott in einer Schöpfung weiter handeln sieht und ihm einen Heilsplan zuschreibt, in dem wir Menschen die Hauptrolle spielen.

Dworkin schlägt sich hier auf die Seite Einsteins wenn er behauptet „Religion ist etwas Tieferes als Gott“.

Wenden wir uns im Zusammenhang mit dem Sixtinischen Gott auch noch einmal der Frage eines Lebens nach dem Tod zu, für das man nach Dworkin nicht an Wunder und auch nicht an Gott glauben muss. Dann hören wie den Juristen Dworkin sprechen wenn er fragt, ob wir für ein Leben nach dem Tod nicht doch einen unabhängigen Richterspruch brauchen, der entscheidet, ob man in den Himmel kommt. Denn dazu muss man ein gutes Leben geführt haben, sonst kommt man in die Hölle. Allein schon um unseres Bewusstseins von der Sterblichkeit willen sollte unser Leben ein selbstgestaltetes gutes Werk sein. Das festzustellen, dazu wäre aber eine urteilsfähige Intelligenz erforderlich. Quantenfluktuationen können mit einem solchen Urteil jedenfalls nicht aufwarten, Das kann nur der Gott der gläubigen Theisten, der lehrt, leitet und urteilt.

Falls aber dieser Gott die Regeln für ein solches Leben nicht einfach per fiat festlegt, dann müsste eben ein *unabhängiger* Standard gelungener Lebensführung dafür geradestehen. Wir merken wie uns Dworkin wieder auf seine Auffassung der Werte zurückführen will. Denn über die Gültigkeit dieses Standards könnten wir nur urteilen, wenn wir bereits von einer objektiven ethischen und moralischen Wahrheit überzeugt sind, wir müssten eine vorgängige Überzeugung haben, die aber auch dem *Atheisten* zur Verfügung steht. Vorausgesetzt er ist – religiös.

Wohlgemerkt: Dem *Naturalisten* steht diese Wahrheit nicht zur Verfügung. Für ihn besteht die Wirklichkeit nur aus Materie, und Geist ist ein bloßes Epiphänomen. Und Werte sind für ihn nur konstruierte Täuschungen oder Fiktionen. Für Dworkin dagegen ist ausschlaggebend das „Gespür für Werte“, das Theisten und religiösen Atheisten gemeinsam ist. Und dafür ist die Existenz Gottes irrelevant.

Ich komme da, ehrlich gesagt, nicht ganz mit: Das Faktum von Religion und Religiosität liefert für Dworkin keinen zwingenden Aufweis für die Existenz eines Gottes, wohl aber gilt ihm die Aufdeckung subjektiver Wertegewissheit als Nachweis einer objektiven Präsenz von Werten, die ausschlaggebend für den Sinn unsres Lebens sind. Das kann man für ungereimt halten.

Um noch einmal auf die Unsterblichkeit zurück zu kommen, so bedeutet sie ohnehin nicht, ewig am Leben zu bleiben, sondern nur, dass wir nicht zu nichts werden. Damit ist der Fantasie tatsächlich breiter Raum gelassen. Von Quanten aus „mentalem „Stoff“ oder Seelenpartikeln die photonengleich in den Himmel fahren, über die „Unvergänglichkeit der Person“, von der Goethe philosophiert hat, bis zur Schau des himmlischen Jerusalem im Gefolge der Läuterungswandlung des irdischen zum geistlichen Leib, von der Paulus spricht. Oder auch vom Paradies, auf das so viele Muslime, keineswegs nur ihre Märtyrer-Terroristen, ihre irdischen Hoffnungen richten.

Für Dworkin dagegen besteht die einzige Annäherung an Unsterblichkeit im Ergriffensein durch das moralische Gesetz, das uns nötigt, ein gutes Leben zu führen. Das ist gewiss starker humanistischer Balsam für religiöse Atheisten, oder auch non-Theisten, und für manche ist es vielleicht der Anreiz das ganze Leben im Sinn der Romantik zu einem Kunstwerk zu machen. Das erinnert an die Pointe von Pascals Wette: Selbst wenn sich nach dem Tod herausstellen würde, dass kein Gott ist, wäre es besser, so gelebt zu haben als gäbe es ihn.

Für Christen könnte das immerhin die Ermutigung sein, die Freiheit des Denkens im Namen religiöser Vielfalt gegen dogmatische Glaubenszwänge in Anspruch zu nehmen. Auch sie könnten in einem werterfüllten Leben eine Art von Unsterblichkeit erkennen, weil es sicher etwas Gutes ist. Wenn uns diese aber auch ohne Gott offen steht, so sollte das den rechtschaffenen Atheisten freuen. Muss es deswegen den guten Christen grämen?

Was hat es nun schließlich mit dem Wert der Schönheit auf sich, von der Dworkin behauptet, ihre Vorhandensein habe mit der Verstehbarkeit des Universums zu tun? Kann es sich um die Naturschönheit handeln die für den Naturalisten ausschließlich mit unserer Reaktion auf die Anblicke der Natur zu tun hat.

Für Dworkin, den Igel, ist entscheidend, dass wir der Schönheit des Universums so gewiss sein können wie der Realität unserer Werte. In der Natur, so sagt er uns, *gibt* es Dinge, die *inhärent* schön sind und ihr Zauber rührt gerade daher, dass sie anders als die „Kunstschönheit“, von der Natur selbst hervorgebracht wurden. Im Kleinen kann die Natur für unser Augen aber nur deswegen auf besondere Weise schön sein, weil sie im *Ganzen* schön ist. Ein besonderer, ja religiöser Wert ist diese Schönheit des Ganzen der Natur, des Kosmos, um die es Einstein so sehr zu tun war. Für ihn musste der evolutionäre Prozess, den er mit Gott gleichsetzte, die Quelle dieser Schönheit sein.

Ein Feld-Wald-und- Wiesen-Naturalist könnte in diesem Zusammenhang nicht einmal von der Evolution reden. Denn die hat nur Ansammlungen von Materie hervorgebracht. Wenn wir einige davon schön finden, so ist das allein unsere subjektive Angelegenheit. Von einer komplexen Ordnung von unendlicher Schönheit zu reden dagegen, das ist Religion.

Welche Rolle spielt der Glaube an die objektive Realität der Schönheit für die physikalische Forschung? Vor allem die theoretischen Physiker, die Grundlagenphysiker, (auch solche, die dem Sixtinischen Gott die Ehre geben) teilen die Überzeugung, dass die Schönheit einer wissenschaftlichen Theorie auch für ihre Wahrheit spricht, ja dass sie geradezu zur Definition von Wahrheit gehört.

Wenn Schönheit aber ein Indiz für die Wahrheit wäre, wenn nicht sogar ein Beweis, dann sollte von verschiedenen Weltformeln, die schönste auch die wahre sein. So ist es auch zu verstehen, wenn von der „Eleganz“ einer Theorie die Rede ist. Dworkin hält zwar die meisten Wissenschaftler für stramme Realisten, die wenig von der Schönheit ihres Forschungsgegenstandes wissen, aber es gibt für ihn eben auch Kosmologen auf der Suche nach Modellen, die sich durch besondere Einfachheit und Eleganz auszeichnen. Bei diesen gehört Schönheit auf spezielle Weise zur Bedeutung von Wahrheit und stellt nicht nur eine Art Zugabe dar.

Die unermüdliche wissenschaftliche Suche nach immer umfassenderen Theorien kann also auch als eine Suche nach der allumfassenden Schönheit gesehen werden. Nach Schönheit, die, die keinen Gott als Urheber braucht. Für Dworkin jedenfalls verhält es sich mit der Schönheit wie mit den Werten. Sie wird vorgefunden. Das genügt.

Die Schönheit, die dem Kosmos zugeschrieben wird, das muss nicht dieselbe Art von Schönheit sein, die uns sinnlich im Leben begegnet. Heisenberg etwa, um einen anderen großen Namen zu nennen, er hat sich mit dem Standardmodell der Teilchenphysik bis zuletzt nicht abfinden können und hat die Zuflucht bei der Symmetrie gesucht, die ihm Platon bot. Darauf ist er bereits ganz jung bei seiner Lektüre des Dialogs Timaios gestoßen. Damit hat er die Schönheit, die dem Universum als Ganzes zugeschrieben werden kann, nicht am sinnlichen, sondern am intellektuellen Ende des Schönheitsbegriffs gesucht.

Symmetrien in der Physik sind ja von anderer Art als die gewöhnlichen Symmetrien der Dinge. Hier geht es darum, dass die grundlegenden *Naturgesetze* gegen Transformationen von Raum, Zeit und Ausrichtung unveränderlich sind, dass es also keinen Wesensunterschied der Gesetze gibt. Die Symmetrien der Natur sind dann nicht bloß Konsequenzen der Naturgesetze, sondern die Grundlage, aus der diese Gesetze hervorgehen.

Kann also Symmetrie erklären, dass eine Theorie von Allem über ihre umfassende Erklärungs- und Prognosekraft hinaus von strahlender Schönheit sein wird?

Dworkin hält noch nach einer andere Erklärung Ausschau. Symmetrie, sagt er, empfinden wir ja sogar manchmal als langweilig und wir suchen eher nach *Ausgewogenheit*, nach dem gefälligen Verhältnis der Teile, das angenehm für das Auge ist. Die Gesetze der Physik erfordern aber gerade die intellektuelle Schönheit, von der eben die Rede war. Sie erfordern, die Schönheit der Gleichungen und Prinzipien, wie sie einem eleganten mathematischen Beweis zu eigen sind. Vor allem aber erweist sich das Universum in einer wesentlichen Hinsicht als überhaupt nicht symmetrisch, nämlich in Bezug auf die Zeit. Zeitsymmetrie gilt nur für die physikalischen Gesetze, nicht für das Ganze, denn für das Ganze ist die Zukunft immer und überall anders als die Vergangenheit.

Die Physiker versuchen heute die Ursprungssymmetrien in ihren Beschleunigerkathedralen mit immer höherem Energieaufwand nachzustellen. Dworkin aber zweifelt, wie seinerzeit Heisenberg: Auch wenn diese Symmetrien von großer theoretischer Bedeutung sind, wird man nicht einfach behaupten wollen, dass sich die gesuchte Schönheit des Universums nur auf den Moment des allerersten Anfangs zurückführen lässt.

Gerade die Tatsache, dass sie nur ganz am Anfang des Universums Bestand hatten, dann aber eine nach der anderen gebrochen wurden, hat die Evolution des von uns heute bewunderten Kosmos in Gang gebracht.

Für Leibniz war unsere Welt die beste aller möglichen Welten, denn für Gott gab es keinen Grund sie schlechter zu machen. Der gesunde Menschenverstand, der für alles eine Erklärung will, findet sich auf der Seite von Leibniz. Wenn die allgemeine Relativitätstheorie für den Augenblick des Urknalls versagt, dann halten wir, wie das gegenwärtig der Fall ist, nach einer noch umfassenderen Theorie, eben nach einer Theorie von Allem, Ausschau. Sie wurde bisher noch nicht gefunden.

Ihr Hauptreiz läge in ihrer logischen Geschlossenheit, die eine Modifikation des Theoriegebäudes ohne seine vollständige Zerstörung unmöglich macht.

An dieser Stelle bringt nun Dworkin, der sich gegen Leibniz und die eine allwissende, höchste Intelligenz stellt, gleichsam als seinen höchsten Trumpf seinen igelhaften Begriff der „**starken Integrität**“ ins Spiel. Eine Theorie von allem muss starke Integrität besitzen. Diese Integrität muss zusätzlich abgesichert werden durch den Aufweis, dass jede weitere Erklärung sinnlos wäre. Dann wird sie zur „**starken abgesicherten Integrität**“.

Dworkin ist der Meinung, dass sowohl die Naturwissenschaft wie auch die „wissenschaftliche Komponente der Theologie“, wie er das nennt, die Absicherung im Reich der Begriffe finden wollen. Es kann tatsächlich scheinen als seien sich beide darin erstaunlich ähnlich geworden.

Als Paradigma für starke abgesicherte Integrität führt Dworkin, wie bereits gesagt die Mathematik an. Weil in ihr keine wahre Aussage bestritten werden kann, ohne das ganze System zu unterminieren. Es ist sinnlos, anzunehmen, irgendetwas *außerhalb* einer mathematischen Überzeugung oder eines mathematischen Arguments könne für oder gegen eine mathematische Aussage sprechen. Es ist, sagt Dworkin, schlicht Nonsense, nach der Erklärung für mathematische Notwendigkeiten zu fragen.

Für ihn verfügt auch der Bereich der Werte auf dieselbe Weise über abgesicherte Integrität. Ein vernünftiges System moralischer Überzeugung verfügt über starke Integrität, die wie bei der Mathematik, durch die begriffliche Wahrheit abgesichert wird, dass ein Werturteil nur durch ein anderes gestützt werden kann.

Der Physik dagegen fehlt es, anders als dem Reich der Mathematik oder der Werte, an dieser abgesicherten Integrität. Nach ihr suchen die Physiker unermüdlich mit ihrer Vorstellung einer Theorie von Allem.

Einige sind etwa der Ansicht, dass eine Theorie der Quantengravitation die Einheit der Physik enorm voranbringen würde. Dann könnte aufgrund neuer empirischer Befunde keine der Gleichungen mehr geändert werden, ohne die Theorie im Ganzen zu beschädigen. Wir wären beim endgültigen Paradigma der Physik angelangt, das Streben nach Gewissheit hätte ein Ende. Von einer solchen völligen Integration aber sind wir immer noch weit entfernt.

Können wir deshalb vermuten, dass wenn alle diese Anstrengungen ihr Ziel nicht erreichen, am Ende doch der Theismus den Zuschlag erhalten muss? Diesen Anspruch könnte im Grunde freilich jeder Ursprungsmythos stellen. Den Atheisten, die das Ende des explanatorischen Weges der Physik nicht abwarten wollen, bleibt, wenn sie nicht zu einem solchen Mythos Zuflucht nehmen wollen, nur der Ausweg, das Universum für einen ewig rätselhaften kosmischen Zufall zu halten.

Dem kann auch die Quantenphysik allein nicht abhelfen, auch wenn sie mit Zufällen und Wahrscheinlichkeiten arbeitet. Einstein hat sie gerade deshalb bis zuletzt abgelehnt. Er hielt hartnäckig am Determinismus einer klassischen Physik fest. Denn die Quantenmechanik kann ja die Frage nicht beantworten, warum es bestimmte Wahrscheinlichkeiten sind und nicht andere, Und wenn sie ihrerseits den Ausweg anbietet, dass das Universum rein zufällig auf eine bestimmte Art konstituiert ist, landet sie bei „Phantastereien“, wie Dworkin das ironisch nennt, wie der Multiverse-Theorie. Oder gleich beim anthropischen Prinzip, wonach das Universum ist wie es ist, damit wir existieren können, um darüber nachzudenken.

Ist das Universum denn nicht einfach so wie es ist, ohne einen besonderen Grund dafür zu brauchen? Das hat etwa Bertrand Russell geglaubt: Wir haben das Universum einfach so vorgefunden und die Wissenschaft kann es nur beschreiben, nicht erklären. Leibniz hatte wie gesagt, Aussagen dieser Art allerdings für Unsinn gehalten. Für ihn geschah nichts ohne zureichenden Grund. Und Gott *ist* ein zureichender Grund für das Sosein des Universums.

Dass die Dinge nun einmal so sind wie sie sind, ist eben sehr unbefriedigend. Gerade die Wissenschaftler die nicht annehmen wollen, sie hätten die Grenze des Erklärbaren schon erreicht, sehen keinen Grund zu glauben, dass das Universum bloß irgendwie ist. Und der religiöse Atheist hat sogar noch mehr Grund zur Unzufriedenheit. Ein zufälliges Universum, gibt keinen Anlass es für schön und ehrfurchtgebietend zu halten. Gerade er braucht eine finale Erklärung, die die Schönheit des Universums sicherstellt, damit sie nicht schöner Schein bleibt.

Dworkin glaubt allerdings nicht, dass das Erklären ewig weiter gehen muss, wenn es vielleicht gar keine endgültige Theorie gibt. Er verfällt auf eine andere Möglichkeit. Er vermutet, dass eine künftige vereinheitlichende Theorie, etwa eine Theorie der Quantengravitation, falls man sie formulieren könnte, einfach deshalb für endgültig gelten würde weil man sich keine Alternative mehr ausdenken könnte. Und er spekuliert, dass auch Einstein so etwas gemeint hat, als er Gott nicht theistisch-begründend, sondern als Metapher ins Spiel gebracht hat. So wie man das tut, wenn man eine ultimative Wahrheit beschreiben will. Dazu hat er dann seinen ganz eigenen Gott gebraucht, den, der „nicht würfelt“, damit die Wahrheit über die Struktur des gesamten Universums nicht in einem Zufall bestehen musste.

Er hat nach einer notwendigen Wahrheit gesucht, wenn sie vielleicht auch nicht für jeden offensichtlich wäre. Ein Universum, das notwendig und zwangsläufig so ist wie es ist, wäre eine noch stärkere Aussage als der übliche Determinismus, der die Zukunft durch die Vergangenheit bestimmt sein lässt. Denn damit wäre auch noch festgelegt wie die Naturgesetze beschaffen sein müssen und was der Anfang von allem gewesen sein *muss*.

Eine wissenschaftliche Theorie von Allem müsste also die Zwangsläufigkeit der Naturgesetze vollständig aufzeigen.

An dieser Stelle kann ein kurzer Exkurs zur Religiosität und zum Weltbild Einsteins, die für Dworkin eine so große Rolle spielen, einiges verständlicher machen.

Einsteins genialem Gehirn sind in den Jahren 1905 und 1913 nicht nur die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie entsprungen, mit der berühmten Formel $E=mc^2$. bzw. den Feldgleichungen für die Gravitation. Bereits 1905 hatte, er auch grundlegende Arbeiten veröffentlicht, die der Atomhypothese in der Physik zum endgültigen Durchbruch verholfen haben Und es war Einstein der die Naturkonstante h , das Wirkungsquantum, das Planck durch glückliches Suchen entdeckt hatte, als er auf der Suche nach einer Formel für die Emission des schwarzen Strahlers war, als erster an theoretische Prinzipien geknüpft hat.

Mit seiner im gleichen Jahr gefundenen Deutung des photoelektrischen Effekts verknüpfte Einstein dann dieses Wirkungsquantum mit dem von den Atomen ausgesandten Lichtquant, dem Photon, zu einer Zeit, als sich Planck selber noch nachdrücklich sträubte, solche Deutungen im atomistischen Sinn zu akzeptieren, weil ihm das, was wir heute die klassische Physik nennen gleichsam heilig war.

Man kann es eine Ironie der Geschichte nennen, dass Einstein später, als er Weltruhm erlangt hatte, zum entschiedensten Gegner der „neuen Quantenphysik oder Quantenmechanik wurde, die aus Plancks epochaler Entdeckung und seinen eigenen bahnbrechenden Arbeiten dann entwickelt wurde, und die mit den Namen von Bohr Heisenberg, Schrödinger, Born, Pauli, Dirac und anderen a. verknüpft ist.

Einstein wird also der Hauptopponent dieser hoch deutungsbedürftigen Beschreibung der Vorgänge in der Mikrowelt, mit ihren paradoxen Folgerungen für unser Weltbild. Das ist erst zu begreifen, wenn wir seine persönliche Religiosität in Anschlag bringen, die für Dworkins Argumentation eine so große Rolle spielt.

Hier ist vom „anderen Albert Einstein“ zu reden. Der aus dem genialen Theoretiker gerade durch die empirische Betätigung seiner allgemeinen Relativitätstheorie, in der öffentlichen Wahrnehmung quasi zum Weltweisen geworden war. Gerade in der Auseinandersetzung über die Deutung der neuen Quantenphysik, zu deren Entstehung er entscheidende Beiträge geliefert hatte, zeigte er sich, anders als Niels Bohr, nicht als der große Philosoph. Die jahrzehntelange Kontroverse, die er ausfocht wurde schließlich erst in den siebziger Jahren, erst theoretisch und danach auch empirisch, posthum gegen ihn entschieden.

Es war sein Festhalten am Kausaldeterminismus, der die Physik des 19. Jahrhunderts beherrschte, sein Glaube an eine objektive Realität der Dinge, ohne eine „Hinterwelt“ der Wirklichkeit, die ihm den Zugang zur Metaphysik verwehrten. Und es war seine kosmische Religiosität, sein spinozistischer Pantheismus, den Ronald Dworkin einen „religiösen Atheismus“ nennt, die Einstein nicht an einen personalen, den Menschen zugewandten Gott glauben ließen, sondern an einen Jemand, der, nachdem er die Welt mathematisch sinnvoll eingerichtet hatte, sich für immer in den Ruhestand begeben hatte.

Die berühmte zugespitzte Metapher „Gott würfelt nicht“, meinte zugleich diese Distanziertheit Gottes von seiner Schöpfung wie deren deterministische Beschaffenheit.

Es wäre leicht, von einem naiven Gottesbild zu sprechen. Doch konnte und kann dieses seinen Charme gerade in einer Zeit entfalten, in der Naturwissenschaftler, allen voran theoretische Physiker, für viele zu den eigentlichen Philosophen und auch zu Platzhaltern der religiösen Sehnsucht geworden sind.

Einstein wurde seit Mitte der 20er Jahre, aber nicht nur zum Außenseiter, als den ihn später auch die jungen Physiker in Princeton sahen. Man kann es auch schärfer formulieren: So wie er nach 1905 den Häretiker gegeben hatte, der den Abschied von der klassischen Physik einleitete, so spielte er jetzt leidenschaftlich diese Rolle gegen die neue Quantenphysik. So gesehen war es doch nicht einfach geschichtliche Ironie, die den Wegbereiter bis an sein Lebensende in Gegensatz zu den Folgerungen aus seinen eigenen Ideen brachte. Die neue Quantenmechanik, die sich aus Plancks Entdeckung und seinen Pionierarbeiten entwickelt hatte, widersprach zu sehr seinem Welt- und seiner Gottesvorstellung.

Dworkin will uns anscheinend überzeugen, es ginge darum, gerade diese Vorstellung Einsteins von Gott und der Welt, die dem neuen physikalisch Weltbild längst nicht mehr entspricht, zu kombinieren mit der Art von Schönheit, die dem Universum so häufig zugeschrieben wird. Dann könnte unsere Welt tatsächlich gar nicht anders sein als sie ist. Denn sonst gäbe es dieses Universum gar nicht, sondern tatsächlich nur nichts.

Zwangsläufigkeit also wird von Dworkin, darin stimmt er im Grunde mit Einstein überein, als ein Aspekt von wirklicher Schönheit im allgemeinsten Sinn verstanden.

Finden wir eine solche Zwangsläufigkeit vielleicht auch irgendwo auch im Spektrum irdischer Schönheit? Nun, sagt, Dworkin, im Rahmen eines großen Kunstwerks ist jeder Bestandteil wesentlich für alle anderen. Das Kunstwerk *ist* vollständig integriert. Seine Grenzen werden von innen heraus gesetzt. Wir brauchen sowohl in der Kunst wie in der Kosmologie eine Theorie, die der Analyse oder Erklärung Grenzen setzt, und auf diese Weise die angestrebte Integrität absichert. Doch ist Integrität nur *eine* Dimension, die zum Wert eines Kunstwerks beiträgt. Hinzukommen muss ein Eindruck von *Zwangsläufigkeit*, den so viele Meisterwerke in uns hervorrufen. .

Das ist nun ein recht komplizierter Denkweg, den ich versucht habe, so gut ich kann nachzuzeichnen. Aber auf ihm gelangt Dworkin zu seinem eingangs zitierten Schluss **Wer Schönheit für etwas Reales hält, für den geht die wissenschaftliche Annahme, das Universum sei vollständig verstehbar, mit der religiösen Überzeugung einher, dass es**

Damit könnte schon das Wichtigste gesagt sein, auch wenn das Buch es noch viele geist- und kenntnisreiche Facetten aufweist. So spricht etwa in den ausführlichen Passagen über die Religionsfreiheit Dworkin als Rechtsphilosoph. Für sein eigentliches Thema sind sie - vielleicht am wenigsten ergiebig. Nachzugehen lohnt freilich auch den Ausführungen zu Spinoza, Schleiermacher, Tillich und Rudolf Otto.

Lassen wir einmal die ironisch-ausweichende Antwort auf die Frage beiseite „was bleibt von uns nach dem Tod?“ dann sehen wir, wie sich seine eigentlich wichtigen Gedanken auf einem weiten Feld bewegen: Es erstreckt sich zwischen Theismus, Pantheismus, Panentheismus, non-Theismus und den Fragen nach Personalität, a-Personalität und non-Personalität des Gottes zu dem wir Christen beten.

Man sollte aber, wie ich meine, das letzte Werk dieses Philosophen nicht bei Seite legen, ohne auch einen Blick in einen Artikel des „Spiegel“ aus dem letzten Jahr geworfen zu haben. (24/2014), der gerade dieses Buch Dworkins zum Anlass einer pfingstlichen Betrachtung genommen hat. Nach vielen missglückten theologischen Exkursen des Nachrichten-Magazins, wurde darin einmal Fundiertes zum Thema Religion beigebracht. Dass dieser Essay in derselben Ausgabe flankiert wurde von einem Gespräch mit Robert Spaemann, einem echten Religions-Philosophen, weiland auch „Hausphilosoph“ Benedikts XVI, macht ihn nur bedenkenswerter, und ist für mich Anlass hier darauf einzugehen..

Ich sehe darin gleichsam das Gegenstück zu Dworkins großangelegter Argumentation für eine undogmatische Religiosität und auch den Anschluss an die Diskussion im AK Gottesbilder/Kernfragen des Glaubens.

George Taboris Theaterstück „Goldberg-Variationen“ hebt an mit einem genialen Kalauer: Auf dem Bühnenvorhang zum ersten Akt liest man

„Gott ist tot“. In Klammern (Nietzsche).

Darunter aber steht

„Nietzsche ist tot“. In Klammern (Gott)

Wovon anders ist hier die Rede, als von dem „unsterblichen Gerücht“ von der Existenz Gottes, von dem Robert Spaemann spricht.

Trotzdem wissen wir, dass in unserem Alltag von Religion weithin kaum noch geredet wird, es sei denn in Empörungsdebatten. Bekannt sind die nicht sehr erfreulichen gesellschaftlichen Befunde für die etablierten Kirchen in unserem Land, die mehr oder weniger für ganz Europa gelten.

In dem Buch „Ein säkulares Zeitalter“, hat Charles Taylor die Entwicklung der christlichen Religion seit dem Mittelalter speziell in Europa, aber nicht nur dort, analysiert. Es geht um die Entwicklung von einer Zeit, in der Religion überall war, in der man nicht öffentlich werden konnte, ohne von Gott zu reden, zu einer Gesellschaft, in der alle unsere Rollenspiele frei sind von Hinweisen auf Gott oder irgendwelche religiösen Überzeugungen. In eine Zeit also, in der das Christentum keine maßgebenden Vorschriften mehr erlässt. Und das obwohl in ihr bestimmte christliche Werte stärker verwirklicht sind als in der christlich dominierten Zeit vor der Aufklärung: Also Menschenrechte, institutionalisierte Nächstenliebe und nicht zuletzt die im Gegensatz zu früheren Zeiten verbreitete Ablehnung von Kriegen als Normalfall der Staatsräson. Auch für Taylor ist der Glaube an Gott keine unabdingbare Voraussetzung mehr für ein gutes, anständiges Leben, so wie er früher auch keine sichere Voraussetzung dafür war.

Andrerseits wird die Vermutung aufgestellt, dass die Naturwissenschaften, deren Weltbild in den Köpfen vieler Menschen ein christlich fundiertes Weltbild abgelöst hat uns auf den Weg einer Wiederverzauberung der Welt führen. Das würde auch für Atheisten das Problem stellen, dass sie die Ratio nicht mehr absolut setzen können. Unser modernes Lebensgefühl speist sich ja auch nicht nur aus der Aufklärung, sondern auch aus der nachfolgenden gefühlsbetonten Romantik. Wir sträuben uns gewissermaßen, in einer total entzauberten Welt zu leben.

Uns wird heute bewusst, dass wir nach dem naturwissenschaftlich- aufklärerischen Überschwang, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gipfelte, das Wissen um das Geheimnis der Welt auch in der Naturwissenschaft wieder vor Augen steht.

Kann unter diesen Umständen eine „Religion ohne Gott“ der gemeinsame Nenner sein für Atheisten, die den Nihilismus zu fürchten haben und für gläubige Christen, die die biblischen Bilder nicht mehr verstehen?

Ich stelle auch diese Frage betont auch im Hinblick auf die Diskussionen im AK Gottesbilder.

Dworkin scheut sich nicht, einen solchen religiösen Atheismus zu entwerfen. Er will die Nihilismusgefahr durch eine „abgesicherte starke Integrität“ der Wertegewissheit bannen, die derjenigen gleicht, die man der Mathematik zuschreibt. Auch in der Wissenschaft einer Gottesreligion ist sie seit Platon angestrebt worden. Die Philosophie des Mittelalters hat sie mit einer komplizierten Argumentation verfochten.

Für Dworkin ist das Faktum von Religion und Religiosität kein zwingender Aufweis für die Existenz Gottes. Nur die Aufdeckung unserer subjektiven Wertegewissheit als Nachweis der objektiven Präsenz von Werten, ist ausschlaggebend für die Sinnhaftigkeit unseres Lebens. Wir brauchen Werte, müssen aber für ihre Existenz kein übernatürliches Wesen in Anspruch nehmen.

Dagegen können wir fragen, ob nicht ohne Gott die Tatsache unseres Bewusstseins, unseres Geistes samt der Welt der Werte ein Mysterium bleibt. Das ist der Grund weshalb ein Philosoph wie Thomas Nagel betont, dass das Überschussphänomen des unseres Bewusstseins so wenig wie unser Wertebewusstsein naturalistisch-evolutionär zu erklären ist. Dieses Bewusstsein ist nicht, wie Neurologen im Verein mit Soziobiologen vermeinen, als Illusion im Dienst des Überlebens anzusprechen. Und deshalb müssen wir weiter nach dem „Woher“ unserer Werte fragen, auch wenn ihr „dass“ feststeht. Es scheint, dass Dworkin die Frage nach dem Woher bewusst ausklammert.

Diese Frage lässt sich spekulativ erweitern. Müssen wir nicht den menschlichen Geist auf den göttlichen Logos zurückführen und damit zugleich die Erklärung für die Erfahrung des Numinosen finden? Dworkin beschweigt die Einsicht von Paul Tillich, dass jede Religion ein Symbol braucht, nämlich „Gott“. Das aber ist auch der Grund, warum Unsterblichkeit für viele ein attraktives Angebot der theistischen Religion darstellt. Dworkin dagegen will Unsterblichkeit in einer gottlosen Welt, in der nur Werden und Vergehen herrschen, in einem guten Leben aufgehoben wissen. Dann kann sie auch dem Atheisten zu teil werden. Ironisch könnte man sagen, dass hier die Lebensleistung den metaphysischen Rentenanspruch garantieren soll.

Noch etwas anderes ist es, wenn wir die Existenz eines personalen Gottes wegen seiner Ansprechbarkeit brauchen. Auch wenn dieser personale Gott nicht nach seinem praktischen Gebrauchswert für uns zu bestimmen ist, so ist er für den Glaubenden doch eine um seines Lebens und Todes willen ernst zu nehmende Fiktion.

Das Glaubensbekenntnis der Christen schließlich ist das Bekenntnis zu einem Paradox:

Gott als Vater, Gott als Sohn.

Gott als Allmacht. Gott als Ohnmacht.

Gott der irdischen Nähe und Gott der himmlischen Transzendenz.

Anscheinend zeigt aber auch gerade eine fortschreitende naturwissenschaftliche Aufklärung, dass wir auch in der Welt der Tatsachenzusammenhänge dem Paradox nicht entkommen können. Ist das Grund genug für die Annahme, dass auch eine Pluralisierung des Glaubens, die letztlich auf einen non-Theismus hinauslaufen würde, das „unsterbliche Gerücht“ doch nicht zum Verstummen bringen kann?

Für Robert Spaemann gilt: Wer die Wahrheit finden will, setzt schon Gott voraus, weil es ohne ihn niemals die eine Wahrheit, sondern nur die vielen Perspektiven auf die Wirklichkeit gäbe. Diese Wahrheit von Allem ersetzt die vielen relativistischen Perspektiven der „Füchse“, die wir in der Selbstreflexivität unseres Geistes erblicken. Wir werden Igel erst durch die Gottesperspektive, wenn wir Gott als absolute Wirklichkeit, als absoluten Sinn denken.

Was den Atheisten angeht, der an die Unabhängigkeit der Werte glaubt und daran, dass das Gute an sich existiert, fragt auch Spaemann, ob das absolute Gute, nicht unabhängig von der Vorstellung Gottes existieren kann. Doch was wären das für Werte, die unabhängig existieren? Setzen Werte nicht Personen voraus? Den menschlichen Geist jedenfalls muss es geben, oder es gibt auch keine Wahrheit und keine Werte.

Der Glaube an Gott ist mit dem Nachdenken über den Sinn unserer Existenz verbunden. Die Suche nach Sinn, in unserer Alltagsphilosophie, in der philosophischen Theologie und in der Wissenschaft beruht immer auf Glauben. Wer diesen Glauben an den Sinn nicht mehr hat kann einpacken, fasst Spaemann kurz und bündig zusammen. Mission failed.

Schließen will ich aber mit einem Wort des großen Eigenbrötlers unter den deutschen Schriftstellern, Botho Strauß:

„Nun, sagen die einen, wenn es das Einzige gibt, so wird es auch zu finden sein. Der Beginn der Welt, der in ihr versteckt wurde und den niemand fand bis heute. Die erste Billionstel Sekunde im Ursprung der Schöpfung. Dann plötzlich wäre das Ganze – das All wäre erkannt. Aber dieser Schluss bestände nur noch aus grenzenloser Schönheit, aus sich selbst vergötternder Harmonie.“